

Wolfgang Hofer



# Weihnachts- anekdotchen



Spannende Geschichten  
aus dem  
Schwabenländle





Die Kurzgeschichten spielen hauptsächlich in bekannten Regionen, doch bleiben die Geschehnisse reine Fiktion. Die Figuren dieser Kurzgeschichten sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind nicht beabsichtigt und wären rein zufällig.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
abrufbar über <https://www.dnb.de>

© 2024 CW Niemeyer Buchverlage GmbH, Hameln  
[www.niemeyer-buch.de](http://www.niemeyer-buch.de)  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlaggestaltung: C. Riethmüller  
Der Umschlag verwendet Motiv(e) von 123rf.com  
Druck und Bindung: Zimmermann Druck + Verlag GmbH, Balve  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8271-9289-9



Weihnachtzanekdötchen



Spannende Geschichten  
aus dem Schwabenlände

von Wolfgang Hofen



# Inhalt

Prolog	7
Ein Weihnachtsstern für Vincent Klink	8
Blitzsauberer Doppelmord	24
Der schwarze Engel	33
Jogi Löws verfluchte Bescherung	39
Stille Nacht, Tödliche Nacht	50
Mit Pauken und Trompeten	63
Drei Hirten und ein Todesfall	74
Hexenjagd	86
Epilog	96







# Prolog



Weihnachten hat schon immer genervt. Vor allem die Maria und den Josef. Erstens, weil sie wegen der beknackten Volkszählung von Kaiser Augustus mitten im Winter nach Bethlehem mussten, und zweitens, weil sie dort keine Herberge fanden. Alles ausgebucht.

Heutzutage besuchen uns die lieben Verwandten und *finden* eine Herberge. Nämlich unser Wohnzimmer, wo sie sich einnisten und den ganzen Tag bespaßt werden wollen. Sogar der bewährte Zyniker Woody Allen gibt da klein bei: „Es ist schon das siebte Mal, dass meine Schwiegermutter an Weihnachten zu uns kommt. Diesmal lassen wir sie rein.“

Dazu gehen uns die Radiomacher auf den Geist, die der Ansicht sind, es gäbe nur ein einziges Weihnachtslied, nämlich „Last Christmas“. Das zunächst ein Osterlied gewesen war mit dem Titel „Last Easter“. Als die Plattenfirma auf die Schnelle einen Weihnachtssong einforderte, änderte George Michael kurzerhand den Titel, fertig war der Nervtöter.

Also lieber fernsehen. Ganz schlechte Idee. Kevin ist schon wieder allein zu Haus. Wie immer an Weihnachten. Irgendjemand sollte endlich das Jugendamt informieren!

Okay, Smart TV wieder aus und aufs Handy gucken. Die Leute posten ohne Ende megaspaßige Videos, in denen Rentiere mit den Ohren oder dem Hintern wackeln, und dazu läuft was? „Last Christmas“!

Der Paketbote klingelt an der Haustür. Natürlich bringt er das Päckchen nicht hoch; also zwei Etagen runter, dann wieder rauf, und wofür? Für das obligatorische Geschenk von Tante Lisa. Dieses Jahr ein dreiteiliges Männer-Pflegeset mit „Anti-Aging-Effekt und Ginseng-Extrakt für den aktiven Lifestyle“. Also bitte! Als hätte ich Anti-Aging und Ginseng nötig.

Ach, liebe Leute, es gibt so viele Zeitgenossen, denen man in den stillen Tagen am liebsten an den Kragen möchte. Aber wir machen das nicht, wir sind ja die Guten. Wir lesen nur darüber.

Wir haben einen Becher Weihnachtspunsch neben uns stehen, einen Teller mit Nussmakronen und Dominosteinen, leise flackert eine Kerze, und wir schlagen unser Buch auf.

Seid ihr so weit?

Dann ist es jetzt Zeit für die erste Geschichte. Auf der nächsten Seite geht's los!





## Ein Weihnachtsstern für Vincent Klink



„Ich liebe es, mit Wein zu kochen“, hatte der amerikanische Filmkomiker W. C. Fields einst erklärt, „gelegentlich gebe ich ihn sogar ins Essen.“

Dieser Satz hätte auch vom schwäbischen Kochkaliber Vincent Klink stammen können, der sich selbst *Sitting Küchenbull* nennt. Ein Vincent Dampf in allen Gassen. Ohne eigenes Verschulden war er in Hessen auf die Welt gekommen, wuchs aber dann zur Wiedergutmachung in Schwäbisch Gmünd auf. In der Folge wurde er Klosterschüler, Metzgerlehrling, Bundeswehrsoldat, schließlich Sternekoch und Fernsehstar im 16:9-Format. Neuester Höhepunkt seiner Karriere: Verdächtiger in einer Mordermittlung zur Weihnachtszeit.

Klink ließ sich die seltsamen Ereignisse noch einmal durch den Kopf gehen, während er an einem Fenster seines Edelrestaurants *Wielandshöhe* stand und versonnen über das nächtliche Stuttgart blickte. Es schneite gerade, was hier eher selten vorkommt. In der Schwabenmetropole ist das Klima mild, da sind ein paar romantische Schneefleggla am Nachthimmel schon ebbes Bsonders.

Der Restaurantkritiker Ansgar Stahlmann war kein Weihnachtsmann, im Gegenteil, er war knallhart, nomen est omen. Ein Anwalt des teuren Geschmacks, ein Primus der Branche. Die Petersilienschaumsüppchen bebten vor Angst um ihren guten Ruf, wenn er in der gehobenen Gastronomie auftauchte. Dabei war sein Werdegang nicht unbedingt ein Ruhmesblatt. Begonnen hatte er als Autor von Groschenromanen. Stahlmann verantwortete damals die Serie *Berge des Schicksals*. Alle zwei Wochen ein Heft mit 64 Seiten, da raucht der Rechner, doch das Honorar ist übersichtlich. Ausgabe 122 brachte die Wende. In dieser Geschichte verirrt sich ein erfolgreicher und natürlich umwerfend gut aussehender Gastrokritiker in eine einfache Zillertaler Gaststätte und bekommt dort Tiroler Knödel serviert. Gerade hat ihn seine Frau verlassen, und der Bedauernswerte erlebt dank der Specksemmelknödel unerwartete Linderung seines



Schmerzes. Merke: Nicht nur Liebe, auch Trost geht durch den Magen. Wie der Groschenroman es so will, ist auch die Köchin kürzlich verlassen worden und entflammt im Herzen ob der lobenden Worte des Gastes. So findet eines zum anderen, beide finden auf Seite 63 ins Bett, und wenn sie im Liebesrausch nicht gestorben sind et cetera pp. Beim Schreiben der Story kam Stahlmann auf die Idee, Restauranttester zu werden. Lag doch auf der Hand. Schreiben konnte er, essen ebenfalls, sein Verlag brachte neben preisgünstigen Heftchen von der Stange auch richtige Bücher heraus, fertig war der neue Fresspapst.

Diesen Vincent Klink hatte er seit Anbeginn auf dem Zettel. Ganz eindeutig ein Nestbeschmutzer, der mit faulen Eiern und Tomaten nach den hehren Tempeln des Genusses warf. Der Dicke wettete gegen die Pâté de foie gras, die Gänseleberpastete, wegen der angeblich armen Viecher, denen der Nahrungsbrei gnadenlos in den Hals gestopft wird, damit sie eine gourmettaugliche Fettleber entwickeln. Na und? Als Feinschmecker muss man auch mal wegschauen können. Und mit Trüffel verfeinert schmeckt die sündhaft teure Pampe doch köstlich!

Das hochtrabende San-Pellegrino-Wasser hatte Klink ebenfalls aus seinem Laden verbannt. Weil es vom Schweizer Weltkonzern Nestlé kommt, dem unter anderem Ausbeutung und Kinderarbeit in der Dritten Welt vorgeworfen werden. Was soll's? Dafür können westliche Kiddies sich an KitKat, Smarties und Choco Crossies erfreuen und sich damit die Zähne ruinieren. Wenn das kein Ausgleich ist! In seinem Tagebuch-Blog hatte sich Klink auch noch über die Konkurrenz lustig gemacht, wo steife Kellner beim Servieren sämtliche Details des Gerichtes herunterbeten, als wären die Gäste verkalkte Dummerle, die nicht mehr wissen, was sie bestellt haben: „Sorgsam gegrillte Atlantik-Seezunge auf Champagner-Kaviar-Spiegel an wildem Spinat mit Strohkartoffelchen.“ Noblesse oblige, Adel verpflichtet, Koch-Adel dichtet, Kellner schwafelt.

Vincent, der unmögliche Küchenrebell, machte drei Kreuze, als der Gourmet-Schreiberling samt Freundin endlich aus seinem Laden in die

Winterwelt hinaus verschwunden war. Mit Vergnügen hatte er ihm persönlich die Rechnung präsentiert. Nur die reichlich genossenen Schnäpse am Schluss waren aufs Haus gegangen. Alles andere war fein säuberlich aufgelistet als Wiedergutmachung für den Verriss des Ostermenüs, den sich der geschmacklose Vielschreiber vor einem Dreivierteljahr geleistet hatte. Stahlmann war natürlich beleidigt, weil er zahlen musste. Zähneknirschend hatte er das Mäppchen mit seiner schwarzen Kreditkarte zurückgereicht, allerdings ohne ein sternegerechtes Trinkgeld zu gewähren. Okay, die Angestellten würden es verkraften. Beim nächsten Mal würde Klink wieder gnadenlos vorgehen, nahm er sich vor. Nicht ahnend, dass es kein nächstes Mal geben würde.

Cheyenne hatte gerade die Kerzen am Adventskranz angezündet, als sie Ansgars Stöhnen aus dem Schlafzimmer hörte. Sie eilte zu ihm und bekam gerade noch mit, wie der Seufzer erstarb, der Ansgars letzter sein sollte. Stille. Kein Atemzug mehr, nur noch Stille. Cheyenne suchte an der Halsschlagader nach dem Puls, fand aber keinen.

Der Notruf ging exakt um 20 Uhr ein, Rettungswagen und Notarzt wurden losgeschickt. Weinholdenstraße 110 bei Stahlmann. Blaulicht, Martinshorn und durch! Die Helfer fanden ein modernes Einfamilienhaus vor, von hohen Hecken umstellt. Auf der Terrasse lag ein Weihnachtsbaum, noch im Netz gefesselt. Eine sichtlich mitgenommene Dreißigjährige mit aufgelöstem Haar öffnete die Tür.

Im Schlafzimmer roch es penetrant nach Alkohol. Ansgar Stahlmann lag auf der einen Seite des Doppelbettes, die Decke war halb zu Boden gerutscht. Auf dem Nachttisch eine Dose Red Bull und eine geöffnete Packung Schmerzmittel.

Der Mann war tot, zweifellos. Kein Fall für den Rettungswagen, ein Fall für Polizei und Rechtsmedizin. Als die Sanitäter gerade abziehen wollten, drang aus dem Wohnzimmer Brandgeruch. Der Adventskranz! Kurz entschlossen erstickten die Sanis das Feuer mit einem der voluminösen Kissen, die in der Sitzlandschaft herumlagen. Wenigstens *eine* Rettung gelungen!

Als die Kripo eintraf, hatte der Notarzt seine Untersuchung abgeschlossen. Keine äußeren Verletzungen. Der Tod möglicherweise eine Wechselwirkung von Alkohol und Schmerzmittelgaben. So etwas ist immer ungesund, selten letal, aber manchmal doch. Er übergab an den Rechtsmediziner, nahm seine Sachen und verließ das Haus.

Im Garten, wo eine LED-geschmückte Zypresse romantisch in den Schneefall strahlte, griff er zu seinem Mobiltelefon: „Falco, ich hab was für dich! Einen seltsamen Todesfall mit einer prominenten Leiche.“

Falco Freiwald, genannt FF, Klatschreporter beim *Stuttgarter Kurier*, war höchst angetan. Er hatte einen Deal mit dem Notararzt. Für jeden Tipp eine finanzielle Zuwendung. Das medizinische Personal im öffentlichen Dienst ist ja hierzulande nicht gerade überbezahlt. FF bedankte sich für die Information, die eine Steilvorlage war für eine Knaller-Schlagzeile: „Restaurant-Kritiker gibt bei Klink den Löffel ab!“

Schimanski hatte sein Team versammelt.

Da ist mir jetzt nichts durcheinandergeraten, der hieß wirklich so. Mitten in Schwaben, wo alle, die nicht Brüderle heißen, Häberle heißen oder wenigstens Vögele. Der Kommissar aber hieß Schimanski. Immerhin nicht mit Horst davor, sondern mit Heinz. Mit dem Ruhrpott-Rambo aus dem Duisburger Tatort, Gott hab ihn selig, hatte er rein gar nichts gemein. Er vermied Prügeleien, ernährte sich nicht von Currywurst, sondern von Spätzle, und trank statt Bier lieber Trollinger.

Er war nicht nur ein gemütlicher, sondern auch ein moderner Schwabe. Was im Grunde Pflicht ist im Land von Daimler, Bosch und Carl Zeiss. Technisch voll auf der Höhe der Zeit, hatte er die Flipcharts abgeschafft und durch einen Großbild-Monitor ersetzt. Neben dem stand er jetzt und stellte die Frage aller Fragen: „Was habet mr?“

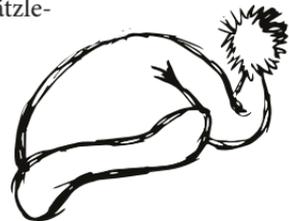
Auf Kriminal-Hochdeutsch: „Was haben wir?“

Als Hauptdarsteller hatten sie den toten Ansgar Stahlmann, Schriftsteller und Restaurant-Kritiker. Auf dem Bildschirm erschien ein Foto von Stahlmann aus lebendigen Zeiten.

„Umstrittene Figur“, ließ sich Lavinia vernehmen, die Recherche-Göttin der Truppe. „Karrierist, ehrgeizig ohne Ende, hatte etliche Köche an den Rand der Existenz geschrieben, ging über Leichen. Jetzt ist er selbst eine.“

Als nächstes Bild erschien eine Spätzle-Werbung, die eine attraktive Brünnette zeigte.

Lavinia fuhr fort: „Stahlmann war zusammen mit Cheyenne Seitenbacher, ein in Schwaben weltbekanntes Model für Teigwaren-Werbung. 31 Jahre, polizeilich unauffällig.“



Zu guter Letzt noch der Kopf aller Köpfe. Vincent Klink, Gastronom, bei dem das Opfer am Abend vor seinem Ableben zum Essen war. Lavinia erklärte dazu: „Da der Tote wohl vergiftet wurde, müssen wir Herrn Klink zu den Verdächtigen zählen, ob wir wollen oder nicht. Die toxische Substanz ist dem Gast ja wohl mit einem Getränk oder einer Speise zugeführt worden.“

Kommissar Schimanski grinste innerlich: „Toxische Substanz!“ Lavinia liebte es, sich so auszudrücken, als hätte sie sämtliche Bachelor-Grade nur um Haaresbreite verpasst.

Jetzt lag es am Rechtsmediziner, die toxische Substanz näher zu erläutern. Der Mann war ein elendiglich dünner, blasser und strohtrockener Kerl. Den Großbildschirm ignorierte er, schließlich hatte er alles mit schwäbischer Gründlichkeit in einer Kladde notiert. Der Doc setzte seine Brille auf, räusperte sich und begann.

„Das Ableben ist in der Tat auf eine Vergiftung zurückzuführen. Mit Methylalkohol, kurz Methanol. Das Gift geht immer wieder durch die Presse, wenn Leute sterben, die gepanschten Schnaps getrunken haben, der mit billigem Methanol versetzt worden war. In dieser Hinsicht sollten wir Vincent Klink ausschließen. Es ist kaum vorstellbar, dass er seine edlen Obstwässerle mit Billigfusel streckt.“

Der Doc machte eine Pause, aber niemand tat ihm den Gefallen, wegen der läppischen Pointe in Begeisterung auszubrechen.

Auch gut, Fortsetzung folgte: „Die Beschwerden bei einer Intoxikation mit Methylalkohol ähneln einem Alkoholkater enormen Ausmaßes. Hämmernde Kopfschmerzen, grauenhafte Übelkeit, Bewusstseinsstörungen, Schwindel. Der Betroffene kann davon ausgehen, dass er sich einfach einen riesigen Rausch angetrunken hat.“

Weiters habe ich erhebliche Mengen an Schmerzmitteln nachweisen können. Wenn der Schädel brummt, greift man eben zu Acetylsalicylsäure und Co. Kombinationen von Alkohol und Analgetika sind jedoch unberechenbar und können sich in der Wirkung aufschaukeln.

Hier wollte also jemand wirklich auf Nummer sicher gehen. Entweder Stahlmann selbst, falls es Suizid war, oder sein Mörder, falls es eine vorsätzliche Tötung war. Aber das müssen *Sie* herausfinden. Ich danke Ihnen!“

Der Doc nahm die Brille ab, schloss die Kladde und entschwand in seinen Leichenkeller. Wo er eindeutig hingehörte, nicht nur wegen seiner Profession, sondern auch wegen seines Aussehens.

Fehlten noch die Erkenntnisse der Kriminaltechnik, also von den Spürnasen in den weißen Plastik-Klamotten, die jeden Tatort so lange auseinandernehmen, bis es sich gelohnt hat. In ganz vielen heutigen Fernsehkrimis wird die Truppe auch als *Spusi* bezeichnet.

Kommissar Schimanski konnte es kurz machen: „Die Spurensicherung hat nichts Nennenswertes gefunden. Die Red-Bull-Dose war unauffällig, die Schmerzmittel ebenso.“

Also Aufgabenverteilung: Lavinia, Sie reden mit dieser Cheyenne von Frau zu Frau, und ich suche den Sternekoch auf.“

Schimanski hatte sich ganz bewusst für den Koch eingeteilt, es könnte ja sein, dass dort gerade ein paar Maultäschle in der Brühe brodelten.

Sie brodelten tatsächlich. Klink hatte auch den Blick des Kommissars gesehen und fragte unschuldig: „Mögd Sie probiere?“

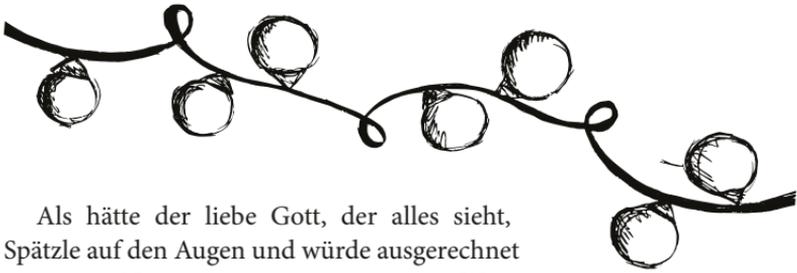
Schimanski mochte. Sie gingen aus der edelstahlblitzenden Küche, wo der ganz normale gastronomische Wahnsinn tobte, ins Restaurant und nahmen an einem Zweiertisch Platz. Der war schon eingedeckt für das Mittagsgeschäft. Es zierte ihn ein minimalistischer Adventskranz aus dem Schwarzwald mit Kerze in der Mitte. Dazu Stoffservietten, blank polierte Gläser, Silberbesteck mit den Initialen VK.

Und der Chef vom Ganzen sollte ein potenzieller Mörder sein? Schimanski beschloss, dass er es nicht war. Außer die Ermittlung ergab etwas anderes.

Der Souschef persönlich brachte die Herrgottsbscheißerle in der Terrine und schenkte anschließend zwei Riesling ein. Klink und Schimanski hoben die Gläser, anschließend langte der Kommissar zu.

Mit großem Appetit und kulinarischem Geschichtsbewusstsein, auf das er stolz war. Denn er wusste genau, wie die schwäbischen Ravioli zu ihrem Spitznamen gekommen waren.

Im Dreißigjährigen Krieg, in dem das Leben karg war und die Mägen meist leer, waren die darbenden Mönche des Klosters Maulbronn unverhofft an ein anständiges Stück Fleisch gekommen. Ein flüchtender Dieb hatte es verloren. Dummerweise war gerade Fastenzeit, Fleischverzehr strikt verboten. Also kamen die gewitzten Zisterzienser auf die Idee, das Fleisch – Simalabim! – einfach zu verstecken. Sie hackten es klein, mischten Spinat und die Kräuter des Klostersgartens hinein und wickelten das Brät in einen Nudelteig. Dann kochten sie die Teigtaschen in einer Brühe. Nationalgericht erfunden, Beschiss gelungen!



Als hätte der liebe Gott, der alles sieht, Spätzle auf den Augen und würde ausgerechnet bei einem Nudelteig nicht durchblicken. Wie es heißt, hat der Allmächtige einfach darüber hinweggesehen und seinen hungrigen Dienern den Triumph gegönnt.

„Sensationell!“, befand der Kommissar kauend, „trotzdem muss ich Sie fragen, wie das vorgestern Abend war, als dieser Stahlmann hier gegessen hat.“

„Keine außergewöhnlichen Vorkommnisse“, erwiderte Klink, „er tauchte mit seiner Spätzle-Schönheit auf, sie bestellten beide die Keule von der Martinsgans, tranken dazu zwei Flaschen von meinem besten Roten und erwarteten wohl, dass ich alles spendiere. Aber meine Spendierhosen waren gerade in der Reinigung.“ Klink feixte spitzbübisch.

„Den Digestiv habe ich ihnen ausgegeben, sie haben ganz schön zuge schlagen. Dann hat er ein Taxi gerufen, und sie sind Arm in Arm hinausgewankt. Türe zu, Ende der Geschichte.“

Schon wieder kam das kulinarische Geschichtsbewusstsein des Kriminalers Heinz Schimanski zum Tragen. Er wusste nämlich auch, warum man Martinsgänse isst und nicht Herrmannsgänse oder Friedrichsgänse. Der heilige Martin von Tours war ein Bischof gewesen und stand in seiner Cathédrale Saint-Gatien gerade auf der Kanzel, um eine Predigt zu halten. Da kam eine schnatternde Gänseschar in den Dom gewatschelt und störte den Bischof bei seiner Ansprache. Daraufhin wurden die Gänse eingefangen und kamen nach dem Hochamt in den Ofen. Die heilige Kirche ist nicht immer zimperlich. Und auf Sünder, auch auf tierische, warten eben die Flammen der Hölle. Welch ein Glücksfall für Feinschmecker!

„Restaurant-Kritiker gibt bei Klink den Löffel ab“. Sternekoch Dallmeier vom ländlichen Nobellokal *Gutshofstüble* nahm gerade seinen dritten Morgen-Espresso und dazu das bewährte Aufputzmittel aus der kleinen Tüte. Mit Genugtuung las er im *Stuttgarter Kurier* den Artikel über das Ableben des Ansgar Stahlmann und grinste innerlich: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. In Teufels Küche erst recht!“

Lavinia wurde aus dem Spätzle-Model nicht so recht schlau. War diese Cheyenne Seitenbacher jetzt ein naives Dummchen oder ein abgefeimtes Luder? Wie auch immer, sie würde ihr auf die Schliche kommen.

Die beiden saßen in einer hochmodernen und hochpreisigen Wohnlandschaft. Auf dem quadratmetergroßen Couchtisch winzige Espresso-tassen, kristallene Wassergläser und ein ebenso kristallener Teller mit exquisiten, kleinen Macarons aus der Confiserie Breuninger. Stückpreis zwei Euro, aber jeder Brösel sein Geld wert. Ohne künstliche Aromen, ohne Farbstoffe, ohne Konservierungsmittel. Das heißt auffuttern, denn nach drei Tagen sind sie hinüber.

Ach ja, Macarons sind luftige Baisers aus Mandelmehl in wohlschmeckenden Geschmacksrichtungen wie Salzkaramell, Pistazie oder Champagner. Zur Weihnachtszeit brillieren die Sorten Nussknacker und Bratapfel.

Die Geschmacksrichtung des ausladenden Wohnzimmers war angekokelter Adventskranz. Cheyenne ließ stockend die letzten beiden Tage aus ihrer Sicht Revue passieren.

„Vorgestern war ein Arbeitstag von der unangenehmen Sorte. Ansgar machte Reiseabrechnungen, und ich beantwortete seine Fanpost. Nervig, sag ich Ihnen. Sie glauben nicht, was die Leute alles wollen. Einer hat geschrieben, er sei nächste Woche in Stuttgart, ob er kurz vorbeikommen könne?

Am Nachmittag haben wir zum Durchschnaufen eine Flasche Wein aufgemacht. Einen feinen Cabernet Sauvignon, ausgezeichnet mit dem *Mundus Vini Preis*. Ein Geschenk von Hubertus Dallmeier vom Restaurant *Gutshofstüble*, das Sie wahrscheinlich nicht kennen.“

„Blöde Kuh“, dachte Lavinia, „jetzt hast du es dir verscherzt!“

Nach außen gab sie sich beeindruckt: „Nie gehört. Was ist das für ein Laden?“

„Kein Laden“, gab Cheyenne zurück, „das Haus hat immerhin einen Stern. Zu Unrecht, wie Ansgar meinte, und das hat er auch in mehreren Kritiken sehr deutlich geschrieben. Deswegen das Weinpräsent. Pure Bestechung, aber lecker. Die gestrige Flasche war die letzte aus einem Sechserkarton.“

Lavinia wurde hellhörig, ließ sich aber nicht anmerken, was sie dachte: „Wein von einem Koch, der Verrisse eingeheimst hatte. War da vielleicht ein Fläschchen mit Methylalkohol versetzt gewesen? Das Spätzle-Model war allerdings noch am Leben. Trotzdem bedenkenswert.“

„Wer hat wie viel getrunken?“, fragte sie nach.

„Ich nur ein Glas, Ansgar den Rest.“

„Und weiter?“

„Weiter nichts Besonderes. Abends sind wir dann mit dem Taxi in die *Wielandshöhe* gefahren. Wir haben Keule von der Martinsgans gegessen, geredet, getrunken, und der sture Klink hat uns gnadenlos bezahlen lassen. Ausgenommen die Schnäpsle am Schluss. Der Mann ist halt ein Schwab. Wenn er nicht will, dann will er nicht. Ansgar hat die Kreditkarte gezückt, dann sind wir mit dem Taxi nach Hause gefahren.

Mein Liebster war bis zum Rand abgefüllt und fiel gleich ins Bett. In der Nacht ging es ihm dann verdammt schlecht. Er hatte einen Mordskater und hat sichtlich gelitten. Ich habe ihn mit Schmerzmitteln vollgestopft und am nächsten Tag mit Salzstangen und Red Bull ernährt. Trotzdem wurde es nicht besser. Im Gegenteil. Den Rest kennen Sie.“

Cheyenne sackte in sich zusammen und schlug die Hände vors Gesicht. Die Teigwaren-Schönheit hatte sich mit ihrer Schilderung offensichtlich komplett verausgabt, sie schien am Ende, sie schluchzte. Lavinia war versucht, ihren Arm um die Frau zu legen, was als Ermittlungsmaßnahme aber nicht vorgesehen ist. Also blieb die Beamtin sachlich.

„Haben Sie die Weinflasche von diesem Dallmeier noch?“

„Nein, die ist weg“, schniefte Cheyenne, „im Müll. Der wurde gestern Vormittag abgeholt.“

„Ist nicht so schlimm“, versuchte Lavinia zu trösten, „bitte halten Sie sich zur Verfügung. Und noch einmal mein Beileid!“

Die Ermittlerin griff sich vorausblickend noch ein paar Macarons, Geschmacksrichtung Eierlikör, bevor das Verfallsdatum zuschlug. Wäre ja schade drum, Lebensmittelverschwendung ist heutzutage nicht mehr zu tolerieren. Dann verließ sie die Villa. Der Christbaum lag immer noch im Netz gefesselt auf der Terrasse. Hier gab es keinen Grund mehr, Weihnachten zu feiern.

Dallmeiers Restaurant *Gutshofstüble* war optisch gewöhnungsbedürftig. Untergebracht in einem würdevollen alten Herrenhaus, leider frisch möbliert nach dem neuesten Stand der Landhausmode. Also stylish-scheußlich. Will heißen, der Laden tat wahnsinnig urig und traditionell, war aber nur eine miserable Kopie von bewährten schwäbischen Traditionen. Aus aktuellem Anlass waren die diversen Stuben auch noch bis zur Decke garniert mit Tannengrün, Mistelzweigen und roten Schleif-

chen. Schimanski fand das alles ganz furchtbar, aber er war ja nicht hier, um dem Inhaber seine Verfehlungen wider den guten Geschmack vorzuhalten.

Er kam gleich zur Sache: „Sie haben dem Restaurantkritiker Ansgar Stahlmann einen Karton edelsten Wein geschickt, ist das richtig?“

„Na und?“, knurrte Dallmeier, „Geschäftsbeziehungen müssen gepflegt werden.“

„Auch schlechte Geschäftsbeziehungen?“, konterte der Kommissar. „Er hat Ihre Kochkünste ja in Grund und Boden geschrieben. Könnte es sein, dass dem Weinpräsent etwas beigemischt war, das man als Problemlöser bezeichnen könnte? Methylalkohol beispielsweise?“

Der Koch runzelte die Stirn: „Ich soll den Blutsauger ermordet haben? Sind Sie noch zu retten? Und wenn schon, dann hätte ich es stilgerecht gemacht. Mit einem Pilzragout etwa. Kugelfisch ist ja in Deutschland verboten. Einen teuren Wein zu panschen, und das auch noch mit Gift, ist gegen die Berufsehre. Außerdem habe ich den Karton direkt an Stahlmann liefern lassen, das Präsent war niemals hier im Haus. Die Bestellbestätigung ist auf meinem Rechner. Alles klar?“

„Alles klar“, Schimanski war bedient. Dieser stinkstiefelige Pfannenwender hatte zwar ein Motiv, aber leider auch eine überzeugende Erklärung, dass er es nicht sein konnte. Der Herr Dallmeier und sein gefälschtes Stüble waren für ihn damit auf ewige Zeiten gestorben.

Diese Formulierung klang jetzt nicht so glücklich, denn gestorben war ja dieser Stahlmann, und der Kommissar hatte noch immer keine Spur.

Verflixt, haidenai, an rechdr Dregg!

Für den Klatschreporter Falco Freiwald, FF genannt, war die Erfolglosigkeit der Polizei ein Segen. So konnte er die Mordgeschichte rund um den Restaurantkritiker am Kochen halten. Auch vom Methylalkohol als wahrscheinlicher Todesursache hatte er erfahren und die Sache im Blatt genüsslich breitgetreten.

Die griechische Putzfrau Konstantina hatte den Artikel interessiert gelesen und begann sich zu erinnern.

Währenddessen saß Freiwald schon an seiner nächsten Story. Gerade war er von Stahlmanns Beerdigung zurückgekommen, die Polizei hatte den Leichnam freigegeben. FF hatte genügend ernst dreinblickende Gesichter gesehen, um eine vor Betroffenheit strotzende Schilderung in den Rechner zu hämmern. Wie die Schwaben-Prominenz ihren Geschmacks-

experten auf dem letzten Weg begleitet hatte, vereint im Angesicht des Todes. Dem Ereignis entsprechend in düster-schicke Designer-Klamotten gekleidet. „Eine Bilderstrecke finden Sie in unserer Online-Ausgabe.“

Unter uns gesagt, Freiwalds Schilderung war der branchenübliche Kitschroman. Die Wahrheit sah so aus: Cheyenne Seitenbacher, die Hinterbliebene, hatte würdevoll versteinert gewirkt, die ganze Bestattung war eine imposante Show gewesen. Wie immer in solchen Fällen, eine medienwirksame, skurrile Mischung aus echter Trauer und Schaulaufen.

Konstantina hatten den Todestag des Kritikers wieder auf der Reihe und war auf eine weitere Erinnerung gestoßen. Sie rief die Polizei an.

Heinz Schimanskis Büro war typisch Behörde. Funktionale Möbel-Tristesse. Viele Kollegen waren der Versuchung erlegen, die innenarchitektonisch verordnete Eintönigkeit mit persönlichen Habseligkeiten aufzuhübschen: Ehrenurkunden, Polizeiwinkel, ein Mallorca-Poster als Urlaubserinnerung. Zur Weihnachtszeit ein Wackel-Nikolaus und ganzjährig die bewährte Sansevieria. Die ideale Büropflanze, unkompliziert, unkaputtbar, auch wenn man einige Wochen lang das Wässern vergisst. Entsprechend sehen die meisten auch aus.

Beim Kommissar herrschte dagegen Kahlschlag. Bis auf ein einziges Gemälde an der Wand, das *Blaue Bild* des Expressionisten Wassily Kandinsky. Es zeigt auf blauem Grund ein Durcheinander aus bunten Quadraten, Dreiecken, Strichen und Farbkleckschen. Natürlich war es nicht das Original, sondern eine Reproduktion aus einem Kunstshop im Internet. Trotzdem schlappe 400 Euro.

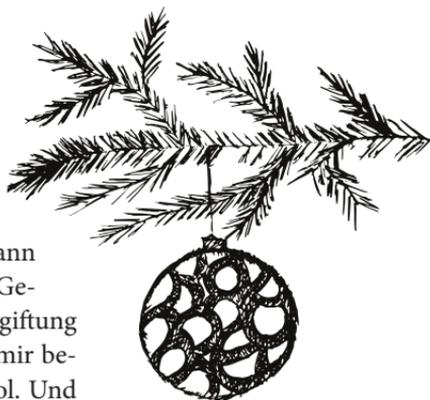
Er hatte das Bild gewählt, wie es für ihn die Ausgangssituation jeder Ermittlung darstellte, ein spannendes Chaos, das es zu entschlüsseln galt.

„Oh, Kandinsky“, bemerkte Konstantina, als sie das Büro betrat. Der Kommissar war verblüfft, die Griechin war das gewohnt.

„Sie fragen sich jetzt, woher eine Putzfrau Kandinsky kennt. Ganz einfach, ich habe in meiner Heimat Kunstgeschichte studiert, bin aber nicht fertig geworden, weil Nikos dazwischenkam, mein Sohn. Noch vor der Geburt bin ich mit meinem Mann nach Deutschland gegangen, und jetzt bessere ich mit Minijobs die Haushaltskasse auf. Zweimal in der Woche putze ich bei Herrn Stahlmann und seiner Freundin.“

Auch am Tag, als er starb, war ich da. Als ich den Müll hinausgebracht habe, waren die üblichen leeren Weinflaschen drin. Vom Glascontai-

ner halten die beiden nichts. Und noch etwas war drin, ein braunes Glas mit der Aufschrift  $\text{CH}_3\text{OH}$ . Ich habe mir weiter nichts dabei gedacht, aber die Formel habe ich mir gemerkt. Mein Mann ist Apotheker. Jetzt stand die Geschichte mit der Methanol-Vergiftung in der Zeitung, und Ioannis hat mir bestätigt,  $\text{CH}_3\text{OH}$  ist Methylalkohol. Und noch etwas ist mir eingefallen. An diesem Tag hing das Bild vor dem Tresor schief. So etwas durfte bei Stahlmann auf keinen Fall sein.“



Konstantina Sideropoulos lehnte sich zurück: „Das ist alles, was ich weiß. Aber vielleicht ist es wichtig.“

Schimanski sah endlich einen Ausweg aus dem Kandinsky-Chaos: „Das ist mehr als wichtig, das ist die erste wirklich heiße Spur in diesem Fall. Sie henn a Näsle. Verzeihung, Sie haben einen guten Riecher. Falls Ihnen noch etwas einfallen sollte, hier meine Karte.“

Er überreichte sein Kärtchen, bedankte sich und geleitete die hilfsreiche, kunstverständige Putzfrau bis an den Lift. Als er in sein Büro zurückkam, wartete schon Lavinia.

„Gute Nachrichten, Chef! Wir haben Stahlmanns Nachbarn abgeklappert, und mehrere haben von einem roten Sportwagen erzählt, der in letzter Zeit öfter vor dem Haus geparkt hat. Immer wenn der Hausherr nicht da war. Einer der Nachbarn ist Autofreak und hat den Wagen als Alfa Romeo Giulietta Typ 940 identifiziert. Natürlich in Rot. Fast alle Alfas sind rot, als wären sie Ferraris. Der Mann hatte sogar das Kennzeichen bruchstückhaft im Kopf. Ergebnis: Der Flitzer gehört einem Pavel Pasek, polnischer Staatsangehöriger, arbeitslos gemeldet, keine Vorstrafen.“

„Okay“, beschied Schimanski, „die Kollegen sollen diesen Pasek auftreiben und hierherbringen. Dann statten wir alle gemeinsam der Frau Seitenbacher einen Besuch ab.“

Als der Streifenwagen vor dem Haus ankam, wusste Pavel Pasek, dass er sich aus seiner Einzimmerwohnung davonmachen musste. Mit der Koh-

le natürlich. Fast hätte er es geschafft, aber nur fast. Die junge Beamtin mit dem schicken blonden Zopf war schneller. Eine Frau Bond in Blond. Oder ist das jetzt diskriminierend?

Wie auch immer, es klickten die Handschellen. Flucht misslungen, verflucht! Interessant war die Einkaufsstüte, die der Pole bei sich hatte. „Erst mal zu Penny“, stand darauf, aber von Pennys konnte keine Rede sein. Dafür enthielt die Tasche eindeutig zu viele Euro-Scheine in den teuren Farben Grün, Gelb und Rot.

Das Spätzle-Model öffnete die Tür und wurde noch bleicher als eine Pasta mit weißem Spargel.

„Mir kommet jetzt rein, und Sie kommet mit“, verkündete Schimanski. Cheyenne hatte begriffen und führte den Kommissar, Lavinia und den polnischen Herrn Pavel ins Wohnzimmer, das noch immer nach angebranntem Adventskranz roch.

Schimanski fixierte die Madame Seitenbacher mit einem Blick, der gar nicht schwäbisch-gemütlich war, sondern polizeilich durchdringend wie eine HK P30 des ebenfalls schwäbischen Waffenherstellers Heckler & Koch.

„Ich mache es kurz: Reden Sie, dann wird es zwar schlimm, aber nicht ganz so schlimm, wie wenn Sie nicht reden. Wir wissen, was passiert ist. Wir haben die Scheine, und darauf sind Fingerabdrücke, auch die Ihren!“

Cheyenne Seitenbacher wirkte plötzlich ganz klein in der riesigen Sitzlandschaft und war offensichtlich froh, das Versteckspiel beenden zu können.

„Er war ein Schweinehund“, begann sie. „Erst war er mein Prinz auf dem weißen Pferd, mit der Zeit aber wurde unser Zusammensein ein Höllenritt. Er behandelte mich genauso wie seine Sterneköche. Wenn du nicht parierst, mach ich dich fertig! Ich war sein strahlendes Aushängeschild, die attraktive Geliebte, die er auf den großen Events präsentierte, aber daheim wurde ich mehr und mehr zum Putzlappen. Gerade gut genug, um seine Post zu machen. Und als Notnagel beim Vögeln, wenn eine seiner blöden Schlampen Migräne hatte. Es war unerträglich. Ich wollte nur noch weg. Da kam Pavel, wie vom Himmel geschickt. Er war ganz anders als Ansgar, er war einfühlsam, war ein Kerl, aber kein Mistkerl. Allerdings war er arbeitslos, und meine Nudel-Model-Jobs wurden immer weniger. Sobald die ersten Fältchen kommen, bist du nicht mehr al dente.“

Zum Glück wusste ich von den Bestechungsgeldern im Tresor, hatte per Zufall den Code mitbekommen. Ich war bereit. Ansgars Trinkerei legte eine Alkoholvergiftung nahe. Ein Massensterben in Indien mit 30 Todesfällen war die Bedienungsanleitung. Die Leute waren an einem Schnaps gestorben, der mit Methanol gestreckt war. Hier in Deutschland als Privatperson Methanol zu besorgen, ist praktisch unmöglich, das Zeug ist zu giftig. Sie wissen das natürlich. Aber in Polen geht das *na lewo*, also auf die linke Tour.“

Sie sah auf, und ihr Blick zu Pavel war dermaßen liebevoll, dass Schimanski am liebsten den ganzen Fall unter den Teppich gekehrt hätte. Aber es war zu eindeutig.

Cheyenne hatte an besagtem Nachmittag eine Flasche des Dallmeier-Kartons geöffnet und Ansgars Glas nicht nur mit französischem Cabernet Sauvignon gefüllt, sondern auch mit dem polnischen Methanol. Ihr eigenes Glas selbstverständlich nur mit dem Wein.

Nach dem Dinner in der *Wielandshöhe* wieder zu Hause, hatte sie dem besoffenen Stahlmann noch ein paar präparierte Schoppen nachgereicht. Bis die letzte noch vorhandene Dallmeier-Flasche leer war. Groddavoll, also betrunken wie er war, hatte Ansgar die tödliche Mischung unkontrolliert in sich hineingeschüttet.

Am nächsten Tag räumte Cheyenne den Tresor aus bis auf ein paar Alibi-Scheine, Pavel holte die Beute ab. Stahlmann litt seinem Ende entgegen. Am Abend spielte sie dann die trauernde Hinterbliebene, der kein Trost der Welt mehr helfen konnte. Um nach angemessener Trauerzeit mit Pavel ein neues Leben anzufangen, finanziert von Spitzenköchen, die ihren Status nicht nur mit Können, sondern auch mit Geld zu erhalten versuchten. So der Plan, ein Plan, der nicht aufgegangen war.

Cheyenne und Pavel wurden getrennt abtransportiert. Für Jahre getrennt.

Schimanski ließ es sich nicht nehmen, dem Gastronomen Klink persönlich Bericht zu erstatten über die Lösung des Falls. Natürlich hatte er dabei auch die leckeren Maultäschle im Hinterkopf. Ein Schelm, wer Arges dabei denkt. Klink bewies ein hervorragendes Erinnerungsvermögen, die Täschle siedeten schon in der Brühe.

„Ebbes tät mi noch interessiere“, forschte er neugierig nach, als der Kommissar seine Herrgottsbscheißerle verdrückte. „Bekommt diese griechische Putzfrau eigentlich eine Belohnung? Für sachdienliche Hinweise, wie es immer heißt“

„Noi“, gab der Kommissar Auskunft, „die gibt es nur, wenn die Polizei oder die Staatsanwaltschaft eine Belohnung auslobt oder auf private Initiative. Übrigens: D' Maultäschle senn saugad!“

Am zweiten Weihnachtsfeiertag hatte die *Wielandshöhe* ganz spezielle Gäste. Konstantina Sideropoulos, ihren Mann Ioannis und Sohnemann Nikos. Küchenbulle Klink nahm persönlich die Bestellung auf. Alles ganz normal, bis auf den Buben, der seine geschmälzten Maultaschen ausdrücklich mit Ketchup bestellte.

Mutter Konstantina wollte gerade eingreifen, da legte Klink ihr beruhigend die Hand auf den Arm: „Ketchup, selbstverständlich, mit dem größten Vergnügen!“

Dann rollte er Richtung Küche und gab die Bestellung ab. „Ketchup mach ich persönlich“, ließ er wissen.

Ketchupflaschen sind in einem Sterneladen nämlich grundsätzlich gegen die guten Sitten, aber die Zutaten zur Würzsauce sind vorhanden: Passierte Tomaten, Zwiebel, Essig, Senf, Pfeffer, Zucker. Also koi Problem.

Familie Sideropoulos genoss die Einladung sichtlich, Klink nahm es zufrieden zur Kenntnis. Er strich wie zufällig am Tisch vorbei und fragte den mampfenden Jungen: „Na, alles in Ordnung? Auch das Ketchup?“

Nikos war des Lobes voll: „Wie bei McDonalds!“

Vincent musste schmunzeln: Da hatte er sich doch einen echten Weihnachtsstern erkocht!



## Blitzzauberer Doppelmond

Schwaben ist ein gesegnetes Land, auch wenn der Schöpfer kein Schwabe sein kann. Er hat nämlich am siebten Tag geruht. Wäre er aus Burladingen oder Bad Cannstatt gewesen, hätte er an diesem Tag auch noch was g'schafft. Ein paar Tierarten mehr, eine zweite Sonne oder den Tannenbaum, der nicht nadelt.

Nun gut, im Ländle kann man zufrieden sein mit dem, was der Alte in sechs Tagen hingekriegt hat. Den Bodensee, den Neckar, einen Berg für den Stuttgarter Fernsehturm, den Trollinger, die Laugenbrezel, den Dichter Friedrich Schiller, das Lästermaul Harald Schmidt und den Tübinger Chemiker Rolf Hein, den Erfinder des Seifenblasen-Wunders *Pustefix*. Reschbeggd!

Torben war trotzdem enttäuscht von Gottes schöner Welt. Er hatte alles satt. Sein Leben, seine Ehe, seinen Glauben, den penetranten Geruch nach Weihrauch in der Kirche, die Tannenbäume rund um den Altar. Auch die Krippe, die der Kirchendiener pünktlich zum ersten Advent aus den Katakomben hochgeschleppt und penibel aufgebaut hatte. Diese Ein-Sterne-Unterkunft mit Ochs und Esel und den zwei Figuren aus Nazareth, die einen Anarchisten gezeugt hatten, der angeblich trotzdem Gottes Sohn war. Der Sohn eines Gottes, der sich beim Zeugungsakt von einem gewissen Heiligen Geist hatte vertreten lassen. Komplizierter geht's nicht, aber so steht es geschrieben. Amen!

Viel Mysteriöses, was Kirchen zu bieten haben. Für Torben waren sie trotzdem immer noch ein Ort, um Antworten zu suchen. Wo war die verlorene Zufriedenheit geblieben, sein entschwundenes Glück und die Leichtigkeit des Seins?



Wo war er selbst geblieben, seit er nicht mehr war wie früher? Aber das Gotteshaus blieb still und leer und antwortete nicht.

Vielleicht musste es erst die rauschende Christmette verdauen, die vorgestern gefeiert worden war. Die Jubelgesänge der Orgel, die geballte Schar der Gläubigen, die sich längst wieder in alle Winde zerstreut hatte. Bis zum nächsten Jahr beim nächsten Mitternachtsgottesdienst. Die Menschen sind nur noch Kirchgänger, wenn Weihnachten ist. Oder bei Geburt, Hochzeit und Tod.

Die Lukaskirche im kleinen Dörfle war ein schlichter Bau, kein katholisches Barockjuwel. Irgendwann im Mittelalter errichtet, in etlichen Kriegen ramponiert und immer wieder hergerichtet. Die letzten Wunden stammten aus dem Zweiten Weltkrieg und waren inzwischen verarztet.

Torben blickte auf weiß gestrichene Wände mit bunten Fenstern aus den 50er-Jahren und auf einen einfachen Altartisch, flankiert von den dicht an dicht stehenden Weihnachtsbäumen. Alles zusammen nicht nur das Haus Gottes, sondern auch das Reich seiner Ehefrau Vera, die hier als Pastorin amtierte. Und die schuld daran war, dass Torben überhaupt so viele Fragen hatte.

Als Theologiestudentin war Vera ein Feger gewesen und hatte das auch genossen. Das lutherische Bekenntnis macht einfach mehr Spaß als das katholische. Evangelische Würdenträger oder solche, die es werden wollten, können es treiben, wie sie wollen, es wird nicht sanktioniert.

Katholische Würdenträger tun desgleichen, aber sie dürfen sich auf keinen Fall dabei erwischen lassen. Und werden sie erwischt, werden sie auch nicht sanktioniert, es wird vertuscht. Was unter der Bettdecke geschieht, muss drunter bleiben, weil es so verdammt peinlich ist.

Nachdem sich Torben und Vera auf einem Kirchentag kennengelernt hatten, beschlossen sie eines Nachts, das Zelt zu teilen – und die lutherischen Freiheiten ebenso. Der Beschluss hatte Folgen. Genauer gesagt eine. Diese Folge sollte später Nele heißen. Als die Schwangerschaft für alle sichtbar wurde, hatte Torben Vera geheiratet. Aus Anstand und weil er nicht nachweisen konnte, dass der Heilige Geist daran schuld war. Dabei hatte er feststellen müssen, dass Anstand sich nicht lohnt. Wenn die Partnerin unanständig ist. Trotz Theologie. Es hatte nämlich noch andere Zelte auf dem Kirchentag gegeben und andere Freiheiten. Und weitere Inkarnationen des Heiligen Geistes.

Torben realisierte das alles erst später, als er im Pfarrhaus des Dörfles lernte, mit Pampers umzugehen. Immer wenn er seiner kleinen Tochter

beim Wickeln in die Augen sah, musste er sich fragen, ob sie diese Augen von ihm hatte oder von Vera. Er bekam keine Antwort darauf, die Augen blieben ihm fremd. Wenn die Kleine dann – wieder in trockenen Tüchern – fröhlich krächte, vergaß er die Zweifel. Aber ganz tief drinnen blieb die Frage: Wessen Augen sind das?

Zumal Veras Leidenschaft merklich abkühlte, ihr Vorrat an eindeutigen Slips und BHs aber deutlich zunahm. Genau wie die Seelsorgetermine für hilfebedürftige Schäfchen auf der Weide des Herrn. Wobei sich der Verdacht aufdrängte, dass es sich eher um einen Bock handelte. Der Bock, der ein Gärtner war, wie Torben per Zufall herausgefunden hatte. Dorfgärtner Nikolaus Schmelzer, der Kirche innig verbunden als Lieferant des Blumenschmucks und als Gemeindeorganist. Wie es schien, zog er nicht nur beim Gottesdienst alle Register.

Vera, was nichts anderes bedeutet als die Wahrhaftige, trieb es also wahrhaftig mit dem Nikolaus. Ach du lieber Himmel!

Torbens Blick fiel wieder auf die Weihnachtsbäume, die auch von diesem Schweinehund kamen. Am liebsten hätte er sie angezündet. Als persönliches Fegefeuer.

Er verwarf den Rachedgedanken, anders ausgedrückt: Er zog den Kopf ein wie immer. Dabei hätte er eigentlich Amok laufen müssen, wenn er zwei Tage zurückdachte. Um Mitternacht war die Christmette zelebriert worden. Vera als strahlende Pastorin in vollem Ornat, die Kerzen flackerten enthusiastisch, die Kirchenbesucher sangen sich die Seele aus dem Leib und gaben sich ganz ergriffen von tiefer Gläubigkeit. Allen voran die oberen Zehntausend. Die allerdings nicht so viele waren, also sagen wir lieber: die Upper Ten.

Die hatten sich nach dem festlichen Gottesdienst noch auf einen Sektumtrunk in der Sakristei versammelt. Ein winziger Schluck Wein beim Abendmahl reicht einfach nicht für festliche Gefühle. Und Enthaltbarkeit war sowieso nur etwas für die anderen. Für die auf den billigen Plätzen hinten in der Kirche. Die Geschichte der Christenheit ist voll von einschlägigen Beispielen.

Torben hatte sich still und heimlich verdrückt, die Prickelbrause war nicht sein Ding. Und die besseren Kreise erst recht nicht. Aber zu Vera passte dieser Haufen Pharisäer perfekt. So gab man sich in trauter Ein- und Niedertracht die Kante. Bis drei Uhr morgens.

Währenddessen entdeckte Torben unter dem Ehebett eine offenbar eilig versteckte goldfarbene Schachtel. Er ahnte Unrat. Und in der Tat, das

Paket enthielt festlich-weihnachtliche Dessous in lüsterndem Rot, mit unschuldig-weißem Plüschbesatz. Äußerst anziehende Teile zum Ausziehen. Die beigelegte Geschenkkarte mit Herzchen verkündete: „Für meine Vera, Dein Klaus“. Also ein Nikolausgeschenk. Glaubenstechnisch völlig korrekt, schließlich war der Bischof aus Myra auch Schutzpatron der Prostituierten.

Torbens Schutzpatron hatte offensichtlich längst das Handtuch geschmissen. Deswegen saß sein Schützling jetzt in der Kacke beziehungsweise kniete in der Kirchenbank und trauerte seinen zerschlagenen Lebenshoffnungen hinterher.

„Was soll ich nur machen?“, fragte er sich. Aber er wusste keine Lösung.

Dann hatte er eine Idee. Er würde den Herrgott fragen. Einen Versuch war es wert. Er fand auf einem der bunten Glasfenster den alten Herrn, sah ihn an und wiederholte: „Was soll ich nur machen? Ich halte das nicht mehr aus. Meine Frau und der Gemeindeorganist, der auch noch Nikolaus heißt – wie findest du das? Hör mich, hilf mir, sag was!“

„Ich würde die Schlampe umbringen“, antwortete Gott, „oder besser gleich beide!“

Torben wäre fast vom Glauben abgekommen: „Wie kannst du so etwas sagen? Du bist doch der gütige Gott, der Vater, die Liebe in Person!“

„Hast du das Alte Testament nicht gelesen?“, blaffte der Allmächtige zurück. „Manchmal geht es nicht anders, manchmal muss man Leute um die Ecke bringen. Wenn sie sich daneben benehmen und die Weltordnung stören. Ich war auch dazu gezwungen, und das nicht nur einmal. Denk an Sodom und Gomorra. Dort sind Tausende gesetzlose Sünder in den Flammen verkohlt. Und ich war der Brandstifter. Das war ein Feuerchen! Es hat aber auch mit Wasser funktioniert. Bei der Sintflut. Da habe ich diese moralisch verdorbene Weltbevölkerung in ihrer Gesamtheit über den Jordan gehen lassen. Bis auf Noah, seine Familie und seinen Zoo. Genützt hat beides nichts, die Schöpfung ist dadurch nicht besser geworden, bis heute nicht.“

Torben fasste nach: „Aber du sagst doch selbst im fünften Gebot, dass man nicht töten soll!“

Gott stöhnte innerlich: „Diese Menschen, lauter devote Hosenscheißer! Nahmen alles wörtlich, anstatt sich ein Schlupfloch oder eine gescheite Ausrede zu suchen!“ Wozu hatte er ihnen die Fantasie geschenkt und die Schlitzohrigkeit?

Er wandte sich wieder an Torben: „Das fünfte Gebot ist Fakt und auch in Ordnung, da gibt es kein Vertun. Aber der schusselige Moses hat die Hälfte weggelassen. Wahrscheinlich hat er nicht richtig gehört. Auf dem

Berg Sinai pfeift der Wind oft ohrenbetäubend, und Moses hatte auch noch Tinnitus.“

Torben hatte keinen Tinnitus, also hörte er richtig und wunderte sich entsprechend.

Gott fuhr fort: „Du sollst nicht töten“, habe ich dem Moses diktiert, „außer es geht nicht anders.“

Der Herr fixierte Torben und sprach weiter: „So schaut das Gebot schon anders aus, oder? Damals war ich eben noch der Rachegott. Die Altersmilde kam erst später. Als mein Sohnmann sich als unverbesserlicher Pazifist herausstellte, musste ich zwangsläufig mein Image komplett umkrempeln.“

Torben schwirrte der Kopf. Echt jetzt? War das wirklich Gott, der da sprach? Ein Mord als Lösung? Er sollte seine Vera ins Jenseits befördern? Und ihren Orgelvirtuosen gleich dazu? Auf Empfehlung des Allerhöchsten?

Torben wollte sich noch einmal vergewissern, aber der Sonnenstrahl, der Gottes Antlitz im Fenster erhellt hatte, war verschwunden.



Draußen begann es zu schneien. Drinnen im Pfarrhaus hatte Vera ihr Telefonat am Handy beendet und verkündete einen Seelsorge-Einsatz: „Oma Ditzenbach glaubt wieder einmal, sterben zu müssen“, erklärte sie mit Unschuldsmiene. „Die Familie ist zu einem Weihnachtsbrunch eingeladen und bittet mich, auf die alte Dame aufzupassen.“

„Geh nur“, knurrte Torben und versuchte locker zu wirken, „halte Händchen, das kannst du doch superprima!“

Vera ignorierte den Unterton, schlüpfte in ihre goldenen Boots und die ebenso kitschig-goldene Winterjacke. Was sie ganz unten drunter trug, wollte Torben lieber gar nicht wissen. Vera schnappte noch ihre Handtasche, dann huschte sie beschwingt durch die Tür des Pfarrhauses hinaus ins Schneegestöber.

Torben sah in das Zimmer seiner Tochter. Das Kind mit den rätselhaften Augen war mittlerweile neun, lag bäuchlings auf dem Bett und dröhnte sich mit Musik zu. Musik aus dem nagelneuen Handy, das ein Weihnachtsgeschenk war. Ebenso wie die pinkfarbenen Kopfhörer. Deren Noise-Cancelling schienen noch ausbaufähig, oder die Kleine hatte die Beats einfach auf Anschlag gedreht. Also alles in Ordnung.

Dann verummte Torben sich eilends und machte sich an die Verfolgung seiner Frau. Mal sehen, wohin die seelsorgerische Reise ging. Die schweren, fetten Flocken waren eine erstklassige Tarnung, er verschwand fast darin.

Wie er schon vermutet hatte, führte der Weg mitnichten zu den Ditzenbachs, aber auch nicht zum Gewächshaus des orgelnden Gärtners, wo es jetzt bestimmt kuschelig warm war. Der Weg führte schnurstracks ins Totenwäldchen.

Dieses Wäldchen war ein sagenumwobenes Gehölz, das von den meisten Dörflern gemieden wurde. So war es zu einem kleinen Urwald geworden, einem Mini-Dschungel mitten in der geordneten schwäbischen Landschaft. Flechten und Kletterpflanzen umklammerten die Bäume, morsche Äste waren zu Boden gefallen, lagen kreuz und quer, Moos wucherte den Boden zu wie ein grüner See. Außer wenn es schneite, dann wurde der See langsam weiß. Durch die Luft zog eine geheimnisvolle Melodie des Windes, die eine alte Sage erzählte. Jedes Kind hier kannte die Geschichte. Die Kids bekamen Gänsehaut, wenn sie nur daran dachten. Manche Erwachsenen auch. So blieb das Totenwäldchen meist für sich. Keine Jungs, die hier Räuber und Gendarm spielten, keine Familienspaziergänge am Sonntag.

Hören wir dem Wind zu, was er erzählt:

*Der Graf zu Falkenstein war ein schmucker, aber hartherziger Herr, der gerne zur Jagd ausritt. Die getreuen Vasallen immer an seiner Seite. Sobald die Hörner ertönten, tobten die Hunde los, die Männer gaben ihren Rössern die Sporen. Unter lautem Gejohle hetzte die wilde Schar über die gräflichen Ländereien, jagte das Wild durch Wald und Feld und machte reiche Beute.*

*Eines Tages im Herbst hörten sie im Donnern der Hufe den Gesang eines Engels. Sie folgten den Tönen und trafen auf eine liebreizende junge Frau, die auf einem Felsen saß und weinend ihr Lied sang. Die wilde Jagd hielt an. Der Graf stieg von seinem Rappen. „Kann ich dich trösten, meine Schöne?“ fragte er.*

*„Nein, mein Herr, das können Sie nicht“, antwortete die junge Frau, die Esmeralda hieß. „Ich habe meinen Liebsten verloren, dafür gibt es keinen Trost. Auf der ganzen Welt nicht.“*

*„Was ist geschehen?“, fragte der Graf.*

*„Mein Liebster war im Wald, um Fallen zu stellen. Da kam eine wilde Horde Jäger auf ihren Rössern daher. Die Tiere trampelten ihn rücksichtslos*

nieder, und die Meute setzte ihren Weg einfach fort. Jetzt ist er tot. Und ich bin zum Sterben unglücklich.“

Der Graf konnte sich noch gut erinnern, der Plan war aufgegangen. Nun war der Tag gekommen, die Belohnung abzuholen. Er bekam immer, was er wollte, auch wenn es seine Zeit dauerte.

Ein Wink an seine Vasallen, die rissen die Frau von dem Felsen, banden sie an Händen und Füßen, einer nahm sie zu sich aufs Pferd. Dann ging es unter Jubelgesängen zurück in die gräfliche Burg. Wieder reiche Beute gemacht!

Die Gefangene musste dem Grafen zu Diensten sein, wann immer er danach begehrte. Als er die Lust verloren hatte, überließ er sie seinen Vasallen. Die waren willfährige Dummköpfe, und Esmeralda sah die Gelegenheit zur Flucht gekommen. Sie überredete ihre Peiniger, zu jedem Schäferstündchen ein neues Laken mitzubringen. Es sei doch alles viel schöner, wenn die Lagerstatt frisch duftet. Die lüsternen Hornochsen taten, wie ihnen geheißen.

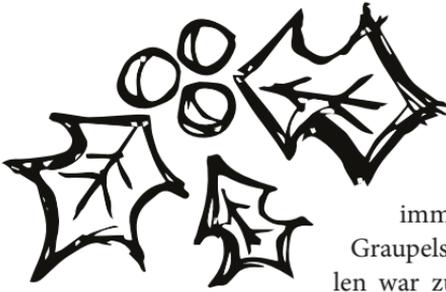
Als Esmeralda genügend Laken beisammen hatte, knotete sie eins an das andere und ließ sich aus dem schmalen Fenster ihrer Kemenate ganz oben im Turm bis auf den Erdboden gleiten.

Sie war frei! Frei für die Rache!

Wie auf Silberflügeln floh sie weg von der verhassten Burg und dem verhassten Grafen bis weit in das Wäldchen, wo ihr Liebster ums Leben gekommen war. Dort gab es in tiefem Dickicht versteckt eine kleine Hütte, die sonst niemand kannte. Hier würde sie auf eine Gelegenheit warten, es dem Grafen heimzuzahlen. Sie ernährte sich von Wurzeln und Beeren, trank das glasklare Wasser einer kleinen Quelle und dachte nur noch an ihren Racheschwur. Doch die Trauer und das Leid waren stärker. An einem kalten Wintertag kurz vor Weihnachten wachte sie nicht mehr auf. Sie war an ihrem gebrochenen Herzen gestorben. Aber ihr Schwur lebt bis heute. So geht sie als Geisterwesen immer noch im Totenwäldchen um. Wenn jemand sie dabei stört, fällt sie ihm um den Hals und küsst ihn zu Tode. So wie der rücksichtslose Graf einst ihre Seele zu Tode geküsst hatte.

Die Frau Pastorin und ihr Organist hatten offensichtlich keine Angst vor Küssen im Totenwäldchen. Sie waren auf der kleinen Lichtung angelangt, die den Blick zum Himmel freigibt, sie knutschten, lachten, alberten herum, bewarfen sich mit Schneebällen.

Torben beobachtete sie im Schutz der Bäume. Tränen standen ihm in den Augen. Genau dasselbe hätte er selbst gerne mit Vera gemacht. Fröhlich sein, tanzen vor Glück. Die Sehnsucht nach einer sorglosen Liebe



brannte in ihm wie Feuer, und sie wurde zur Wut. Zu einer unbezähmbaren Wut.

Ein Wintergewitter zog auf. In den Schneefall, der immer stärker wurde, mischten sich Graupelschauer. Fernes Donnerrollen war zu hören, erste Blitze flammten auf über den weiß gezuckerten Fichten. Der

Herrgott hatte zwar aufgehört, Massaker zu veranstalten, aber wettermäßig war er immer noch der alte Rabauke.

„Ich würde sie umbringen, die Schlampe, am besten gleich beide!“ Hatte er das wirklich richtig gehört? Es folgte ein Donnerschlag wie ein Ja.

Der Donner war ein Weckruf. Torben streckte sich. Eine unbändige Kraft und Entschlossenheit stieg in ihm hoch. Als hätte er vom Baum der Erkenntnis gegessen. Und diese Erkenntnis lautete: Er hatte jahrelang alles mitgemacht, er hatte die Demütigungen geschehen lassen, er war ein Weichei gewesen, er hatte nicht aufgebeht. Je tiefer du buckelst, umso besser eignest du dich als Ziel für Fußtritte. Also richte dich auf, um größer zu sein als deine Widersacher!

Das Gelächter des verliebten Pärchens gellte in seinen Ohren lauter als der Gewitterlärm. Es peitschte ihn auf. Torben begann, den frisch gefallenen Schnee wegzufegen. Mit bloßen Händen. Die Eiseskälte war ihm egal. Er riss sich die Haut auf. Auch egal, es musste geschehen! Er fand zerbrechliche Äste und Zweige, auch ein paar größere Steine, aber nicht groß genug.

Endlich ein schwerer Ast! Er war perfekt, dick genug und lang genug. Torben packte ihn mit beiden Händen, trat auf die Lichtung und schlich sich von hinten an das Pärchen heran.

Vera und ihr Liebhaber hatten mit ihrem kindischen Gekicher aufgehört und waren in einem tiefen Kuss versunken.

Der Ast hob sich, verhartete in der Luft, dann fuhr er nieder und traf als Erstes den liebesgierigen Gärtner. Als der aus den Armen der Pastörin nach hinten fiel, drehte Vera sich um. Sie erblickte Torben. Ihre Augen weiteten sich voller Furcht. Sie erstarrte, als wäre sie zu Eis geworden. Eine Eisskulptur in einer goldfarbenen Winterjacke und goldfarbenen Boots.

Sie schrie nicht, sie lief nicht davon, sie hob nicht die Hände zur Abwehr.

Sie wusste, was geschehen würde.

Und es geschah.



Die Glocken der kleinen Lukaskirche im Dörfle schlugen zur vollen Stunde. Dazu drehten sich hektisch die Blaulichter eines Einsatzwagens der Polizei. Die Ordnungshüter fanden Torben schlafend in einer der vorderen Kirchenbänke. Die Orgel schwieg, verständlicherweise.

Der Streifenbeamte tippte Torben an. Der erwachte mühsam, sah sich schlaftrunken um und begriff.

„Sie müssen mit uns kommen“, sagte der Beamte.



Der Streifenwagen fuhr zum Totenwäldchen. Dort war eine ganze Armada von Ermittlern und Spurensuchern am Werke. Rund um Vera und ihren Organisten, die steif und kalt im Schnee lagen.

Torben erinnerte sich an das Gekicher der zwei, an die endlose Knutscherei, und er erinnerte sich an den Ast, den er gepackt hatte. Dann hatte er ausgeholt, und dann hatte er ...

Oder etwa doch nicht? Wie war er eigentlich zurückgekommen in die Kirche? Warum war er dort eingeschlafen? Hatte er geträumt? Nein, hatte er nicht, die beiden lagen ja regungslos im Schnee. Was war geschehen?

Ein Mann kam mit offiziellen Schritten näher und zeigte einen Ausweis: „Schifferle, Hauptkommissar“, stellte sich Hauptkommissar Schifferle vor. „Sie müssen jetzt stark sein, Ihrer Frau ist etwas zugestoßen. Ich kann Ihnen die schreckliche Nachricht leider nicht ersparen. Sie wurde vom Blitz erschlagen. Genau wie ein gewisser Nikolaus Schmelzer, mit dem sie wohl unterwegs war. Mein Beileid. Die Formalitäten können wir morgen erledigen, damit will ich Sie jetzt nicht belästigen. Die Kollegen werden Sie nach Hause fahren.“

Torben war komplett durcheinander. Als er zum Streifenwagen zurückgebracht wurde, der ihn heimfahren würde, hörte er, wie der Rechtsmediziner sich mit einem Kriminaltechniker unterhielt: „Krasser Fall! Ich hab's erst nicht geglaubt, weil es so selten vorkommt. Die Leichen haben tatsächlich keine anderen Verletzungen als die Brandwunden. Genauso selten ist, dass man an einem Blitzschlag verstirbt. Aber ich bin hundertprozentig sicher, Herzstillstand durch elektrischen Schock.“ Er sah nach oben und schwäbelte, aufs Höchste erstaunt: „Wois der Himmel, wie des passiert isch!“

Oder mit den Worten des Schriftstellers Théophile Gautier: „Zufall ist das Pseudonym Gottes, wenn er nicht selbst unterschreiben will.“

# Weihnachts- anekdotchen



Aller guten Morde sind acht. Sie ereignen sich zur Weihnachtszeit im Schwabenland, deshalb sind sie aber nicht weniger tödlich als anderswo – dafür umso spannender. Die Opfer erwischt es auf der Bühne beim Krippenspiel, in der Kirche beim Oratorium, im eisigen Winterwald und in der Seniorenresidenz. Gut, da passt es wenigstens. Überhaupt nicht passt ein unfreiwilliger Abgang zum Edelrestaurant des lebenslustigen Sternekochs Vincent Klink, aber der Meister der Maultaschen ist dennoch verwickelt. Ja Herrgottzack! Dass in der schwäbischen Fastnacht Hexen ums Leben kommen, ist auch nicht alltäglich, und sogar Weltmeistertrainer Jogi Löw ist in höchst rätselhafte Angelegenheiten verstrickt. Allerdings ohne Mord, denn geschossen wird bei ihm nur aufs Tor. Um im Jargon zu bleiben: Dieses Buch ist ein fesselnder und amüsanter Volltreffer nach dem Motto: „Wer das nicht liest, Advent, Advent, der hat Weihnachten verpennt!“



ISBN 978-3-8271-9289-9



9 783827 192899

15,00 EUR

[www.niemeyer-buch.de](http://www.niemeyer-buch.de)